



# »Im Übrigen hat die Vorsehung das letzte Wort...«

Tagebücher und Briefe von  
Marta und Egon Oelwein

1938–1945

Wallstein

# Wohn- und Dienstorte der Familie Oelwein, SCHWEDEN Januar 1938 bis Mai 1945



Tagebücher und Briefe von Marta und Egon Oelwein  
1938-1945

# Das Private im Nationalsozialismus

Herausgegeben von Johannes Hürter und Andreas Wirsching,  
im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin

Band 4

»Im Übrigen hat die Vorsehung  
das letzte Wort...«

Tagebücher und Briefe  
von Marta und Egon Oelwein  
1938–1945

Herausgegeben von Johannes Hürter,  
Thomas Raithel und Reiner Oelwein



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,  
Lithografie: SchwabScantechnik

ISBN (Print) 978-3-8353-3951-4  
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4785-4

# Inhalt

Editorial . . . . .	7
---------------------	---

*Reiner Oelwein*

Vorwort . . . . .	11
-------------------	----

*Johannes Hürter/Thomas Raithel*

Vorbemerkung . . . . .	15
------------------------	----

*Johannes Hürter/Thomas Raithel*

## Einblicke in eine nationalsozialistische Familie

1. Eine Familiengeschichte im Nationalsozialismus . . . . .	17
2. Die Biografien von Egon Oelwein und Marta Utz bis 1937 . . . . .	24
3. Quellenkorpus: Tagebücher und Briefe . . . . .	30
4. Ideologische Positionen . . . . .	37
5. Lebensumstände der Familie . . . . .	44
6. Geschlechterverhältnis und Kindererziehung . . . . .	50
7. Reichsarbeitsdienst . . . . .	60
8. Germanisierungspolitik und Holocaust . . . . .	68
9. Waffen-SS, Flucht und Tod . . . . .	75

Editorische Hinweise . . . . .	83
--------------------------------	----

## Dokumente: Tagebücher, Familienbuch, Briefe

1. Wohnorte und RAD-Einsätze in Baden (Januar 1938 bis April 1939) . . . . .	93
2. Teplitz-Schönau – RAD-Einsatz im Sudetenland (April 1939 bis April 1941) . . . . .	161
3. Teplitz-Schönau, Bielitz/Oberschlesien – erster RAD-Wehrmachtseinsatz an der Ostfront (April 1941 bis Januar 1942) . . . . .	225

## *Inhalt*

4. Bielitz, Teschen/Oberschlesien – RAD-Einsatz in Cosel/Oberschlesien und im Generalgouvernement, zweiter RAD-Wehrmachtseinsatz an der Ostfront (Februar bis November 1942) . . . . .	279
5. Teschen – RAD-Einsatz in Cosel (November 1942 bis September 1943) . . . . .	344
6. Teschen – RAD-Wehrmachtseinsatz in Emden (September 1943 bis Januar 1944) . . . . .	384
7. Teschen – RAD-Einsatz in Wadowitz/Oberschlesien (Februar bis November 1944) . . . . .	412
8. Teschen – Waffen-SS-Ausbildung in Olmütz (Dezember 1944 bis Januar 1945) . . . . .	462
9. Flucht der Familie aus Teschen – Waffen-SS in Olmütz (Januar bis März 1945) . . . . .	503
10. Fortsetzung der Flucht bis Oberfranken – Fronteinsatz und Ende Egon Oelweins in Ungarn (März/April 1945) . . . . .	559

### Anhang

1. Personenübersicht: Familie und enge Freunde . . . . .	577
2. Rangübersicht RAD – Wehrmacht – Waffen-SS . . . . .	578
3. Inventar der Wohnung in Teschen, November 1944 . . . . .	579

Abkürzungen und Sigel . . . . .	583
Quellen- und Literaturverzeichnis . . . . .	589
Verzeichnis der Abbildungen und Karten . . . . .	613
Personenregister . . . . .	616
Ortsregister . . . . .	619
Sachregister . . . . .	628



## Editorial

»Nein, in Deutschland gibt es keine Privatsache mehr!« Diese Formulierung von Robert Ley, dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront, spiegelt den unbegrenzten Machtanspruch der nationalsozialistischen Diktatur wider. Doch entsprach sie der sozialen Realität zwischen 1933 und 1945? Inwieweit wurden die Grenzen des Privaten tatsächlich eingerissen? Das NS-Regime ging mit den tradierten, im Kern bürgerlich-liberalen Vorstellungen von Privatheit erstaunlich flexibel um. Je nach ideologischer Kategorisierung und politischem Kalkül wurden private Bereiche in Frage gestellt, eingeschränkt und zerstört, aber durchaus auch gewährt, begünstigt und propagiert. Die privaten Wünsche und Sehnsüchte der Deutschen konnten mit der nationalsozialistischen Herrschaft in Konflikt geraten, sich mit ihr arrangieren oder sogar zu gegenseitigem Vorteil sich eng mit ihr verbinden. Privatheit verschwand nicht, musste jedoch den Bedingungen der Diktatur angepasst werden.

Die soziale Praxis des Aufeinandertreffens von »privat« und »öffentlich« war für die Geschichte des Nationalsozialismus von fundamentaler Bedeutung, blieb aber bisher weitgehend unerforscht. Hier setzt das von uns geleitete Forschungsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin an, das der Frage nachgeht, wie sich das Verhältnis zwischen privaten Lebensentwürfen und öffentlichen Gewaltansprüchen gestaltete. Das Projekt wurde von Juli 2013 bis Juni 2017 von der Leibniz-Gemeinschaft gefördert und stand in enger Kooperation mit der University of Nottingham (Prof. Dr. Elizabeth Harvey) und dem Deutschen Historischen Institut in Warschau. Es zielt darauf, mit dem Privaten ein zentrales Thema der nationalsozialistischen Gesellschaftsgeschichte konzeptionell und analytisch neu zu erschließen. Das Projekt dient darüber hinaus der Internationalisierung der NS-Forschung, indem es deutsche, angelsächsische und polnische Zeithistoriker/innen in der Diskussion eines innovativen Forschungsvorhabens zusammenführt.

Unser Projekt, dessen wichtigste Erträge in der vorliegenden Reihe publiziert werden, kommt im Wesentlichen zu drei Ergebnissen. Erstens bestätigt sich, dass Privatheit im »Dritten Reich« immer prekär war, etwas, das stets angefochten werden konnte und immer wieder neu ausgehandelt werden musste. Das galt besonders für politisch oder rassistisch Verfolgte und für die Bevölkerung der besetzten Gebiete; das galt aber auch für die »arische« Mehrheitsgesellschaft. Niemand konnte sich sicher sein, ob, wann und inwieweit etwa die Reaktion auf nonkonformes Verhalten, eine

rassenideologisch geprägte Gerichtsverhandlung oder eine Denunziation das zunichtemachen, was zuvor als Privatheit zugestanden worden war.

Zweitens wird ein »normales privates Leben« als ein Versprechen identifiziert, mit dem das Regime seine Herrschaft legitimieren, Massenanhang gewinnen und sich von den wirtschaftlichen Krisen, politischen Konflikten und als negativ empfundenen sozio-kulturellen Liberalisierungen der Weimarer Republik abheben wollte. Die Gewährung »privaten Glücks« wurde als Ressource zur Stärkung der »Volksgemeinschaft« eingesetzt. Die Verheißung und Förderung von privaten Interessen, Familienleben und Konsum bildeten keinen Gegensatz, sondern einen komplementären Ausgleich zur nationalsozialistischen Politik des »Gemeinnutzes« und der Massenmobilisierung.

Drittens fügten viele »Volksgenossen« von sich aus ihre eigenen privaten Entwürfe, Wünsche und Lebensweisen in das politische System des Nationalsozialismus ein und stützten es dadurch. Vor die Entscheidung gestellt, sich zum Nationalsozialismus zu verhalten und auch ihr privates Selbst »für oder gegen« zu positionieren, nutzten sie, ob aus Überzeugung oder aus Opportunismus, aktiv die Möglichkeiten, ihre persönlichen Interessen innerhalb des von den Machthabern gesetzten Rahmens zu verfolgen – häufig zulasten der Opfer des NS-Regimes. Auch hier zeigte sich die Politisierung des Privaten.

In unserem Projekt entsteht ein breites Panorama, was Privatheit in der NS-Diktatur bedeutete. Ob den »Volksgenossen« vor Gericht oder den Wehrmachtsoldaten und ihren Angehörigen im Heimaturlaub eine Privatsphäre zugestanden wurde oder nicht, ob ein regimekonformes Ehepaar sein Familienleben und die Erziehung der Kinder den nationalsozialistischen Vorstellungen anpasste, ob jüdische Ghettabewohner in Polen sich mit bestimmten Praktiken einen Rest an Privatheit bewahrten: Das Private im Nationalsozialismus erwies sich durchgehend als vielschichtiger Erfahrungs- und Handlungsraum, in dem Privatheit sowohl eine systemstabilisierende Ressource als auch eine individuelle Strategie war. In diesem Raum vermengten sich die Interessen von Regime und Individuen viel häufiger und ließen sich viel besser vereinbaren, als das die Forschung zuvor angenommen hatte.

Die Ausgangshypothese des Projekts war, dass Privatheit im NS-Staat keineswegs nur dichotomisch vom Gegensatz einer privaten Sphäre, die verteidigt werden musste, und einer öffentlichen Ordnung, die das Private kontrollieren und gewaltsam verändern wollte, geprägt worden sei. Vielmehr wurden eine Verflüssigung der Grenzen sowie ein unterschiedlich ausdifferenziertes Wechselspiel staatlicher Konzessionen und Repressionen mit persönlichen Anpassungen und Aneignungen vermutet. Diese

*Editorial*

Vorannahme wird durch die Projektergebnisse bestätigt. Das dadurch geschaffene neue Verständnis für die Komplexität des Privaten in der NS-Diktatur belegt seine hohe Relevanz für die Geschichte des Nationalsozialismus und den heuristischen Wert des Privatheitbegriffs als Analysekategorie. Hieran werden, so hoffen wir, künftige Forschungen mit Erkenntnisgewinn anknüpfen können.

*Johannes Hürter  
Andreas Wirsching*



Vorwort

Jahrzehntlang hat mich eine gewaltige, abgeschabte Leder-Aktenmappe, gefüllt mit Tagebüchern und anderen Originaldokumenten meiner Eltern, bei allen Umzügen begleitet. In ihrer »Jugend« machte sie eine denkwürdige Odyssee mit: Meine Mutter hat sie seit Beginn unserer Flucht von Oberschlesien am 18. Januar 1945 durch alle Stationen unter unsäglichen Mühen zusammen mit anderen Gepäckstücken mit sich geschleppt. Dazu hatte sie im Wortsinn uns drei Geschwister, zwei, viereinhalb und sechseinhalb Jahre alt, noch im Schlepptau, bis wir schließlich nach acht Monaten an unserem Ziel in Esslingen/Neckar ankamen. Der Mappeninhalt blieb unberührt bis ich, bereits im »Ruhestand«, mein Zweitstudium der Geschichte und Kunstgeschichte mit Promotion beendet hatte. Jetzt sah ich die Stunde gekommen, Antworten auf so viele brennende Fragen zu finden, die sich bei mir zu unserem Familienleben in Deutschlands dunkelster Zeit angesammelt hatten: Was genau war in diesen Jahren die Rolle meines Vaters, welche Motive hatte er? Wie hat sich meine Mutter dazu gestellt? Wie und wo sind wir erzogen worden? Und vieles mehr. Da alle Tagebücher und die umfassenden Konvolute an Briefen aus dem Nachlass meiner Mutter in Sütterlin geschrieben waren, begann ich mit der Transkription des gesamten Materials. Je weiter ich mit dieser Arbeit vorankam, umso klarer kristallisierte sich die Erkenntnis heraus, dass es sich hierbei um einen historisch bedeutenden Quellenfundus handelt. Und nicht nur das: Durch die Transkriptionen, verbunden mit jahrelangen Recherchen in archivalischen und bibliothekarischen Beständen in Berlin, München und Hamburg, habe ich überhaupt erst meine Eltern in der Entwicklungszeit der jungen Familie wirklich kennengelernt.

In meiner manchmal nächtelangen, mitunter aufwühlenden Transkriptionsarbeit habe ich die Alltagsnöte und Probleme meiner Eltern in Friedens- und Kriegszeit aus neuem Blickwinkel und in ganz anderem Bewusstsein hautnah nachempfunden. Erst jetzt konnte ich das Ausmaß an Belastungen, Entbehrungen und Ängsten einschätzen, dem meine Mutter ausgesetzt war und was sie auf der Flucht mit uns drei kleinen Kindern durchgemacht hat. Dabei war sie nur eine von Millionen. Und erst jetzt bekam ich erstmals tiefen Einblick in die Erziehung, Ausbildung und beruflichen Tätigkeiten meines Vaters vor und in der NS-Zeit, in seine Zerrissenheit zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in seine Präfiguration für die NS-Ideologie und überzeugte Gefolgschaft bis zum bitteren Ende.

Bei vielen meiner Generation ist diese Epoche im Diskurs der Nachkriegszeit nicht oder nur sehr spärlich aufgearbeitet worden. So war es auch bei meiner Mutter und uns Geschwistern – mein Vater war Ende des Krieges gefallen. Außerdem hat man es später versäumt, rechtzeitig die heute noch brennenden Fragen zu stellen, so auch wir. Warum aber, habe ich mich immer wieder mit bohrendem Zweifel gefragt, soll ich dieses Konvolut an Familienintimitäten der Öffentlichkeit preisgeben? Zumal aus einer Zeit, die mehr als jede andere Epoche deutscher Geschichte mit Krieg, Terror, Leid, Tod, Schuld, Rache- und Revanchegefühlen erfüllt war und die bis heute unnachlässig ihre tiefen Spuren in unsere gesellschaftliche und politische Landschaft gegraben hat. Die Ungeheuerlichkeiten dieser zwölf Jahre Diktatur werden bei uns noch über Generationen tiefe Nachwirkungen haben. Warum also sollte ich freiwillig die bedingungslose Hingabe meines Vaters und seiner Herkunftsfamilie an den Nationalsozialismus offenbaren?

Mein primäres persönliches Ziel ist es nicht, durch die Publikation des Quellenmaterials ein weiteres Mal die Verderbtheit des Nationalsozialismus nachzuweisen. Vorrangig sind zwei Gründe, die mich bewegt haben, diesen Schritt zu tun. Der erste ist ein pragmatischer: die Überzeugung des Historikers, dass eine chronologisch nahezu lückenlose, umfassende und aussagekräftige Quelle über ein Familienschicksal in der NS-Zeit mit all seinen Bezügen zum Reichsarbeitsdienst, authentisch aus dem Inneren dieser Organisation, der Wissenschaft zugänglich gemacht werden sollte.

Der andere ist persönlicher Natur und hat mit der Summe meiner Lebenserfahrungen zu tun. In der Nachkriegszeit gab es auch in der Schule keine Aufarbeitung der nationalsozialistischen Diktatur. Wer sollte dies auch machen? Auch nicht im Christlichen Verein junger Männer (CVJM), bei dem ich vom 9. bis 18. Lebensjahr Mitglied war. Mit einer Ausnahme: Mitte der 50er Jahre wurde uns dort an einem Abend der KZ-Dokumentarfilm »Nacht und Nebel« (Alain Resnais, 1955) gezeigt, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Über Nacht fühlte ich mich mitschuldig. Die Antwort meiner Mutter auf mein »Hast du das gewusst?« lautete wie bei so vielen ihrer Generation: »Nein, wirklich nicht«. Ich sah fortan in der sich sukzessive entwickelnden Idee eines vereinten Europas den rettenden, alternativlosen Anker für einen künftigen politischen Standort unseres Landes.

Später rollten dann durch Deutschland mehrere Wellen retrospektiver Aufarbeitung der nationalsozialistischen Ära. Ich selbst konnte das durch die Schulzeit meiner Tochter hindurch und durch die meines Enkels verfolgen. Aus ihnen, aber auch aus den Erzählungen Gleichaltriger, gewann ich den Eindruck, dass die nachfolgenden Generationen mit den ihnen gebote-

nen Informationen oft prinzipiell, undifferenziert und pauschal den Stab über die Kriegsgeneration brechen. Insofern bin ich überzeugt, dass die kommentierte Quellenedition diesem Leserkreis die seltene Gelegenheit bietet, sozusagen hautnah und differenziert ein individuelles Familienschicksal durch alle Jahre des NS-Regimes hindurch authentisch zu verfolgen.

Einem Leser ohne historisches Hintergrundwissen könnten die Tagebücher und Briefe den Eindruck vermitteln, dass der Reichsarbeitsdienst im Verbund mit sozialen Einrichtungen wie der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt nicht nur Männern jugendlichen und mittleren Alters gute berufliche Chancen bot, sondern auch bei Familiengründung, Erziehung, medizinischer Unterstützung, Unterkunft, Erholung usw. ein verlässlicher Hort und Halt war. Diese Sicht ist der Rolle meines Vaters geschuldet, der ideologisch und aktiv zu einhundert Prozent die Ziele des NS-Staates unterstützte, auch meine Mutter mit mehr oder weniger sanftem Nachdruck auf diese Schiene brachte und schon in der frühen linientreuen Erziehungsphase die spätere berufliche Bestimmung seiner beiden Söhne festlegen wollte: mein Bruder Lehrer auf einer Ordensburg, ich Leiter eines landwirtschaftlichen Guts im Osten. Heute, jedoch, steht in allen Dimensionen das physische und psychische Gewaltpotential des NS-Staates vor Augen. Unwillkürlich stellt sich mir dabei die Frage: Welche Chancen hatte jemand, der nicht Anhänger oder zumindest Mitläufer des Systems war, sich aus den zivilen und militärischen Institutionen und Organisationen herauszuhalten, vielleicht sogar in den Widerstand zu gehen? Ich erinnere mich heute noch, dass ich schon mit nur vier Jahren im NS-Kindergarten stolz war, die Hakenkreuzfahne hissen zu dürfen und neidete glühend meinem älteren Bruder die Aussicht, vor mir zur Hitlerjugend zu kommen. Schon im Kleinkindalter also fing die ideologische Aufrüstung und Indoktrination an. Wer sich nicht konform verhielt, hatte kaum Zukunftsaussichten.

Für die unsäglichen Taten des Nationalsozialismus kann es niemals retrospektiv eine Rechtfertigung geben. Dennoch frug ich mich während meiner Recherchen immer wieder selbst: Wie hätte ich denn gegenüber einem Tag und Nacht gewaltbereiten Staatsapparat reagiert? Zum Beispiel mit Arbeitsdienst- und/oder Wehrdienstverweigerung? Entscheidungen, die sicher fatale Konsequenzen gehabt hätten... Wäre ich also nicht auch, wie ein Großteil der Bevölkerung, mindestens Mitläufer geworden? Nur wenige unter uns sind zum Märtyrer geboren. So verbleibt mir die Hoffnung, dass die Quellenedition einmal mehr als Aufruf und Appell verstanden wird, Prophylaxe zu betreiben und leidenschaftlich die Demokratie und Freiheit zu verteidigen.

Habe ich mit dem tiefen Eintauchen in die Labyrinth meiner Familiengeschichte diese nun endlich, wie man so schön sagt, »aufgearbeitet«? Der jahrelange »stumme Dialog« mit meinen Eltern, hin- und hergeworfen auf der ganzen Skala von Emotionen zwischen Mitleid und Vorwürfen, Respekt und Verachtung, Verständnis und Empörung, Unverständnis und Mitgefühl, hat mir die Motive für ihr Verhalten objektiv wie subjektiv gewiss etwas nähergebracht. Dennoch bleibt ein »Warum?«-Fragenkatalog, der nicht mehr beantwortet werden kann.

Die Chance, meine Transkriptionen zu publizieren, verdanke ich den Professoren Dr. Johannes Hürter und Dr. Thomas Raithel im Münchner Institut für Zeitgeschichte. Die Zusammenarbeit war stets von großem Verständnis und bestem freundschaftlich-kooperativem Geist begleitet. Die Originalbriefe des Korrespondenzkonvoluts verdanke ich meiner Schwester Hiltrud Achilles, die sie über Jahrzehnte als Vermächtnis meiner Mutter getreulich aufbewahrt und mir für die Transkription zur Verfügung gestellt hat. Die darin enthaltenen Informationen und Aussagen sind zum Verständnis der Tagebücher unverzichtbar. Nicht zuletzt aber gilt mein großer Dank meiner Frau Dr. Cornelia Oelwein, die mir, in Paläographie geschult, zahlreiche für mich völlig unlesbar erscheinende Stellen souverän »übersetzen« konnte. Und sie war auch zur Stelle, wenn mich die Emotionen übermannten.

*Illmünster, im Juni 2021*



Vorbemerkung

Diese Edition ist ein Gemeinschaftswerk mit langer Geschichte und verteilten Rollen. Am Anfang stand die Bereitschaft von Dr. Reiner Oelwein, die Dokumente seiner Eltern aus der NS-Zeit der historischen Forschung zur Verfügung zu stellen. Dass er dabei auf uns zugekommen ist, betrachten wir als Glücksfall. Wir haben von ihm nicht nur die Dokumente erhalten, sondern auch eine Transkription der handschriftlichen Tagebücher und der gesamten Korrespondenz, versehen mit ausführlichen familiengeschichtlichen Erläuterungen, Sachkommentaren, Themenanhängen und einer Bibliografie. Diese umfangreiche »Uredition« ist im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte hinterlegt (ED 964/8). Reiner Oelwein gebührt unser Dank und Respekt für diese immensen Vorarbeiten und seinen mutigen Entschluss, einen hoch sensiblen Teil seiner Familienüberlieferung und somit seiner eigenen Vergangenheit aus der Hand zu geben und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Wir waren uns mit Reiner Oelwein einig, dass er den Quellen zu nahe steht, um selbst eine wissenschaftliche Auswahl-edition vorzulegen. Daher überließ er uns die Aufgabe, die Dokumente mit fachlicher Expertise und neutralem Blick zu lesen, eine Auswahl zu treffen und das Textkorpus zu kommentieren und einzuordnen. Dabei profitierten wir von der Transkriptionsleistung und den anderen Vorarbeiten Reiner Oelweins, der uns zudem alle Nachfragen rasch und kompetent beantwortete und unsere Editionstätigkeit stets mit kritischem Rat begleitete. Dennoch: Für die Auswahl der Dokumente, Abbildungen und Karten, für die editorische Einrichtung und Gestaltung sowie für die wissenschaftliche Einleitung und Kommentierung sind allein wir verantwortlich, auch für alle Unstimmigkeiten und Fehler, die uns dabei unterlaufen sein mögen.

Bei der Arbeit an der Edition waren wir nicht nur auf den Nachlassgeber, sondern auch auf die Unterstützung und Mitarbeit zahlreicher Kolleginnen und Kollegen angewiesen. Zunächst bedanken wir uns beim Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, namentlich bei Ute Elbracht und Heike Musculus, für die Aufnahme des Bestands und seine vollständige Digitalisierung. Für fachlichen Rat in ihren jeweiligen Spezialgebieten danken wir insbesondere Bernd Hoppe, Peter Hürter, Ingo Loose, Izabela Paszko und Michael Schwartz, außerdem vielen anderen Kolleginnen und Kollegen, deren Wissen wir in den »Kommunikationsräumen« des IfZ schnell und unkompliziert nutzen konnten. Unsere Hilfskräfte Valentin

Fackler, Judith Grosch, Josefine Preißler, Manuela Rienks und Silvia Wasmeier sowie unsere Praktikantin Amélie Gonand und unser Praktikant Jan Becker leisteten engagiert und gekonnt ungezählte Recherchen und Arbeiten am Manuskript. Es war für uns äußerst wertvoll, dass Silvia Wasmeier ihre Kenntnisse der deutschen Kurrentschrift so schnell perfektionieren konnte und gemeinsam mit Judith Grosch in akribischer Kleinarbeit Buchstabe für Buchstabe das Original mit dem Transkript abglich. Die Karten wurden nach unseren Vorgaben von Peter Palm gezeichnet. Claudia Willeke danken wir für das Korrekturlesen. Auf dem Weg zur Drucklegung halfen uns der Schriftleiter des IfZ, Günther Opitz, und Ursula Kömen vom Wallstein Verlag mit bewundernswerter Professionalität und Gelassenheit. Danke!

Besonderer Dank geht an unsere Familien, die es solidarisch ertragen haben, dass wir ausgerechnet in Zeiten der Corona-Pandemie neben den privaten, schulischen und sonstigen dienstlichen Aufgaben auch noch dieses große Editionsprojekt fertigstellen wollten.

*München, im Juni 2021*

## Einblicke in eine nationalsozialistische Familie

### 1. Eine Familiengeschichte im Nationalsozialismus

Ein deutschstämmiger Mann aus dem multiethnischen Grenzraum Böhmens, Schlesiens und Galiziens findet in Deutschland seine Heimat, im Reichsarbeitsdienst (RAD) seine Berufung, im Nationalsozialismus seine Orientierung und in Schwaben seine Frau. Das frisch vermählte Paar, das aus einem bildungs- und besitzbürgerlichen Umfeld kommt, gründet eine Familie, die für den Mann ein nationalsozialistisches Projekt ist. Es soll geformt, erzogen und optimiert werden: der Nationalsozialist als Familienoberhaupt, die auch in ideologischer Hinsicht »treue« Gefährtin, die drei Kinder als Zukunft des »Dritten Reiches«. Die junge Familie soll sich im Privatleben, in der Öffentlichkeit und im beruflichen Wirken mustergültig in die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft«, Politik und Ideologie einpassen, sie mit allen Konsequenzen stützen, stärken und von ihr profitieren, verflochten in einem dichten Netzwerk von Verwandten, Freunden, Parteigenossen und RAD-Kollegen. Um alles »richtig« zu machen, um in diesem Projekt zu reifen, wird fortwährend dokumentiert und reflektiert. Der Mann sucht nach sich selbst in einem Tagebuch, das Paar hält die Entwicklungs- und Erziehungsschritte der kleinen Kinder in einem Familienbuch fest, beide Eheleute schreiben, untereinander und an Dritte, viele Briefe. Die Formierung und Modellierung einer NS-Idealfamilie wird durch den Krieg stark beeinflusst und schließlich zerstört – ein Krieg, der zunächst die Verwirklichung des »großgermanischen« Rassenstaates zu verheißen scheint, dann aber vor allem Trennung, Entbehrung, Krankheit, Sorge und am Ende Verlust, Flucht und Tod bringt.

Der Mann wird als RAD-Führer in seiner alten k.u.k. Heimat in Böhmen, Oberschlesien und Westgalizien, teilweise sogar weiter im Osten auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz eingesetzt, und seine Familie folgt ihm in die neuen »Ostprovinzen«, die ein Zentrum der nationalsozialistischen Volkstums- und Germanisierungspolitik und auch des Holocaust sind. Die Familie wird durch die häufigen Versetzungen und die dienstlichen Tätigkeiten des Mannes auseinandergerissen und kommt nur noch sporadisch zusammen. Das Projekt familiären Glücks im Nationalsozialismus wird zur Utopie, die in den Tagebüchern und Briefen desto stärker beschworen wird, je schlechter sich die Kriegslage entwickelt. Die Frau, auf die Rolle als Mutter und Hausfrau fixiert und permanent mit dem Familienalltag kon-

frontiert, sieht die Realitäten zunehmend nüchtern, während der Mann in seiner ideologischen Verblendung im Herbst 1944 den RAD und im Grunde auch seine Familie verlässt, um bei der Waffen-SS fatalistisch der Parole »Endsieg oder Untergang« zu folgen. Er fällt im März 1945 bei seinem ersten Fronteinsatz in Ungarn. Seine Frau nimmt bereits vorher das Schicksal in die eigenen Hände und flieht mit ihren Kindern vor der anrückenden Roten Armee nach Westen.

Dies ist, in Kurzfassung, die Geschichte des Ehepaars Marta und Egon Oelwein und ihrer drei 1938, 1940 und 1943 geborenen Kinder Folkhard, Reiner und Hiltrud. Die Geschichte dieser deutschen Familie im Nationalsozialismus spiegelt sich in all ihren Facetten in den persönlichen Dokumenten, die in der vorliegenden Edition abgedruckt sind. Warum aber diese Edition, welchen Erkenntnisgewinn bietet sie angesichts der Überfülle an Forschungen und Quellensammlungen zur NS-Zeit?

Neben der Multiperspektivität und Themenvielfalt, die sie aufweisen, ist an den Tagebüchern und Briefen der Oelweins vor allem eines bemerkenswert: Hier handelt es sich um die Egodokumente eines »gewöhnlichen«, d.h. eines nicht besonders ranghohen und exponierten, aber »gläubigen« Nationalsozialisten und seiner Frau, die zwar politisch-ideologisch weniger fundiert und festgelegt war als ihr Mann, sich aber dennoch in ihre Rolle als »Volksgenossin« einfügte. Edierte Quellen aus der Mehrheitsgesellschaft der NS-Diktatur und insbesondere aus der großen Gruppe der vom Nationalsozialismus überzeugten Durchschnittsmenschen sind bisher rar. Aus naheliegenden Gründen kamen ihre schriftlichen Hinterlassenschaften nach dem Krieg in der Regel entweder überhaupt nicht oder um belastende Texte »gesäubert« an die Öffentlichkeit. Niemand wollte Nationalsozialist gewesen sein.<sup>1</sup> Und lange interessierte sich auch niemand für diese Gruppe. Bis heute dominieren sowohl in der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit als auch auf dem Buchmarkt die Selbstzeugnisse von Opfern, Widerstandskämpfern, Oppositionellen und bestenfalls von jenen »Mitläufern«, die dem Regime indifferent bis ablehnend gegenüberstanden, außerdem Dokumente von NS-Haupttätern<sup>2</sup> und ihrer unmittelbaren Umgebung. In einer umfangreichen »Quellenkunde zur deutschen Geschichte« tauchen persönliche Dokumente von einfachen Nationalsozialistinnen und Nationalsozialisten

---

1 Vgl. Herbert, *Wer waren die Nationalsozialisten?*, S. 15-19.

2 In der Einleitung und Kommentierung wird teils das generische Maskulinum verwendet, teils werden weibliche und männliche Sprachformen kombiniert. Maßgeblich ist das Bemühen um bündige Formulierungen und um notwendige Differenzierungen.

nur ganz sporadisch auf.<sup>3</sup> Auch die Forschung hat sich bisher nur selten gezielt mit deren privaten Zeugnissen beschäftigt.<sup>4</sup> Hinzu kommt, dass sich die wissenschaftlich analysierten oder edierten persönlichen Quellen zu meist auf eine Person beschränken: auf einen Korrespondenzpartner, einen Feldpostschreiber, einen Tagebuchautor. Beidseitig erhaltene Korrespondenzen oder Briefe an unterschiedliche Adressaten bilden in der Überlieferung die Ausnahme,<sup>5</sup> und das nachfolgend edierte, abwechselnd von Mutter und Vater geführte Familienbuch ist in dieser Form eine echte Rarität (vgl. Kap. 6) – dasselbe gilt, angesichts der dürftigen Quellenlage für den RAD, auch für die privaten Dokumente eines Arbeitsdienstführers (vgl. Kap. 7).

Dass Reiner Oelwein den Nachlass seiner Eltern aus der NS-Zeit zur Verfügung gestellt hat, erweist sich somit als äußerst wertvoll für die Forschung. Dieser Bestand führt in die Mitte der nationalsozialistischen Gesellschaft, gewissermaßen ins Herz des Nationalsozialismus, der seine Raumkonzepte eines Ausgreifens nach Osten und seine Visionen einer exklusiven völkischen Wohlstandsgesellschaft auf Kosten halb Europas mit einer rasenbiologisch homogenen und politisch auf Linie gebrachten »Volksgemeinschaft« verwirklichen wollte – und dauerhaft nur als Zustimmungsg-

---

3 Vgl. Baumgart (Hrsg.), *Quellenkunde zur deutschen Geschichte*, Bd. 3, S. 306-468, über veröffentlichte persönliche Quellen aus der NS-Zeit (Stand 2017); dort nur wenige in Frage kommende Titel in den Abschnitten »Militärische Kriegserfahrung« (S. 386-395) und »Zivile Kriegserfahrung« (S. 402-410). Auch unter ihnen finden sich fast ausschließlich Dokumente von »Volksgenossinnen« und »Volksgenossen«, die sich zwar zunächst, teilweise aus Überzeugung, mit dem NS-Regime arrangierten, dann aber zunehmend in Distanz oder sogar in Opposition zu ihm gerieten; vgl. etwa Hosensfeld, »Ich versuche jeden zu retten«; Reddemann (Bearb.), *Zwischen Front und Heimat*. Eine Ausnahme ist Keller (Hrsg.), *Kriegstagebuch einer jungen Nationalsozialistin*.

4 Die immer noch (zu) wenigen Studien zum Verhältnis von Individuum, Familie und »Volksgemeinschaft« erfassen sozial und politisch ein breites Spektrum, fokussieren aber teilweise auch auf Menschen, die sich mit der nationalsozialistischen Politik und Gesellschaft identifizierten. Vgl. Vaizey, *Surviving*; Stargardt, *Krieg*; Packheiser, *Heimurlaub*. Dasselbe gilt für die Feldpostbriefforschung (vgl. vor allem Latzel, *Soldaten*) und für die innovative Auswertung von Tagebüchern bis 1939 durch Steuer, »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Ganz auf das Privatleben von überzeugten Nationalsozialisten konzentriert haben sich bisher lediglich Forschungen zur SS; vgl. Schwarz, *Eine Frau an seiner Seite*; Carney, *Marriage and Fatherhood*. Vgl. außerdem die Biografie eines (ranghohen) NS-Funktionärs von Römer, *Die narzisstische Volksgemeinschaft*.

5 Die interessantesten dieser Ausnahmen sind die Editionen der Briefwechsel von zwei deutschen Paaren: Reddemann (Bearb.), *Zwischen Front und Heimat*; Bergerson u.a. (Hrsg.), *Trug und Schein* (als fortlaufendes Public-Humanities-Projekt angelegt). Beide Paare hatten anders als die Oelweins eine starke christliche Orientierung und standen dem NS-Regime eher indifferent gegenüber, schwankend zwischen Zustimmung und Abgrenzung.

und Beteiligungsdiktatur bestehen konnte.<sup>6</sup> Die Oelweins ließen sich bereitwillig in dieses Vorhaben integrieren und dokumentierten beides, Zustimmung und Beteiligung, in den vorliegenden Tagebüchern und Briefen.

Die hier präsentierten Quellen besitzen exemplarischen Erkenntniswert für die Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, die unter dem Leitbegriff der »Volksgemeinschaft« seit etwa zwanzig Jahren einen Schwerpunkt der Forschung über die NS-Zeit bildet. Der Quellenbegriff der »Volksgemeinschaft« dient dabei als analytische Kategorie, durch die sowohl die NS-Ideologie einer »neuen« Gesellschaft als auch die daraus resultierenden politischen und sozialen Praktiken und Veränderungen erfasst werden können. Das Privileg, zur nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« zu gehören, war nicht nur identitätsstiftend, sondern angesichts der Gewalt, die der NS-Staat gegen »Gemeinschaftsfremde«<sup>7</sup> anwendete, auch überlebensnotwendig und gründete rassenbiologisch auf »reines Blut« und »Erbgesundheit« sowie politisch auf sichtbares Engagement und »Gefolgschaft«, zumindest Loyalität.<sup>8</sup> Ein zentrales Ergebnis der jüngeren Forschung ist, dass die Vergemeinschaftungsprozesse des Nationalsozialismus keineswegs nur durch Steuerung »von oben«, sondern ebenso durch Selbstmobilisierung »von unten« gekennzeichnet waren. Die Mitglieder der »arischen« Mehrheitsgesellschaft konnten an der »Volksgemeinschaft« mitwirken und von ihr profitieren; sie konnten sich die Leitideen und Angebote dieser Gemeinschaftspolitik aneignen und zunutze machen. Und sie taten dies in der Regel auch. Genau davon handeln die Dokumente dieser Edition in bisher kaum gekannter Dichte und Offenheit.

Die Forschung über die NS-Gesellschaftsgeschichte hat in letzter Zeit die teilweise etwas schematisch gewordene Fixierung auf die »Volksgemeinschaft«

---

6 Begriffe von: Bajohr, Zustimmungsdiktatur; Reichardt, Beteiligungsdiktaturen.

7 Vgl. die klassische Studie von Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde.

8 Vgl. die Definition des Begriffs »Volksgemeinschaft« von Steber/Gotto, Volksgemeinschaft, S. 434: »Er war zugleich eine Gesellschaftsutopie und eine Handlungsanweisung, um sie zu realisieren. Das Herzstück bildete ein als überzeitliche Rasseinheit imaginiertes Kollektivsubjekt, über das der schicksalhaft erwählte ›Führer‹ unumschränkte Autorität hatte. Die Zugehörigkeit zur *Volksgemeinschaft* sollte sozialstratifikatorische Unterschiede wie Religions- und Klassenzugehörigkeit zwar nicht beseitigen, aber im identitätsstiftenden Erleben überformen. Sie musste biologistisch legitimiert und vom Einzelnen durch Leistung sowie Bekenntnis performativ untermauert werden. Von ihr leiteten sich Lebenschancen ab, deren Zuteilung neue soziale Ungleichheit begründete. Das wirksamste Mittel zur Herstellung der *Volksgemeinschaft* war die Gewalt, die sich exterminatorisch nach innen und expansiv nach außen richtete.« Zur Forschung über die »Volksgemeinschaft« vgl. außerdem u.a. Steuer, Sprechen von der »Volksgemeinschaft«; Steber/Gotto (Hrsg.), *Visions of Community*; Schmiechen-Ackermann/Buchholz/Roitsch/Schröder (Hrsg.), *Der Ort der »Volksgemeinschaft«*.

meinschaft« dadurch ergänzt, dass mit neuen analytischen Zugängen verstärkt nach Individualität und Privatheit im Rahmen des nationalsozialistischen Kollektivismus gefragt wird.<sup>9</sup> Betonte man zuvor meist das Gegensätzliche, ja Unvereinbare von Privatsphäre und Diktatur, die auch hier keine Grenzen respektiert und alles Private ihrem Allmachtsanspruch unterworfen habe, so wird nunmehr hervorgehoben, dass innerhalb der Mehrheitsgesellschaft individuelle und private Lebensentwürfe keineswegs im Widerspruch zum NS-Staat und seiner Ideologie stehen mussten. Das »private Glück« – und alles, was ihm zugeschrieben wurde: Partnerschaft, »Kindersegen«, Familienleben, ein »trautes Heim«, Privatkonsum, Privatbesitz, »eigene« Gedanken, Erinnerungen und Gefühle – war ebenso wie die »Volksgemeinschaft« ein zentrales Angebot des Nationalsozialismus an die »arische«, »gesunde« und systemkonforme Bevölkerung. Privatleben stand in der NS-Politik komplementär zum Gemeinschaftsleben und verknüpfte sich mit ihm. Die »Volksgenossinnen« und »Volksgenossen« konnten ihre privaten Interessen ihrerseits in den Nationalsozialismus einschreiben, den von ihm gesetzten Rahmen mitgestalten und ausfüllen, seine politischen, sozialen und ökonomischen Erfolge für sich und ihre Familien nutzen – solange sie den rassenideologischen und biologischen Prämissen entsprachen und folgten. Eine Schlüsselrolle spielte dabei die Familie als soziale Ordnung und Praxis, sofern sie als arische »Blutgemeinschaft« an der NS-Gesellschaft teilhaben konnte.<sup>10</sup> In diesem Wechselspiel von Geben und Nehmen zwischen Nationalsozialismus und Mehrheitsgesellschaft war das Private eine zentrale Legitimationsressource und in dem Sinne immer politisch.

Die Dokumente der »überzeugten« Familie Oelwein leuchten mitten in das Aushandeln und Amalgamieren von (herkömmlich) privaten und nationalsozialistischen Konzepten hinein. Die vorliegende Edition kann somit wesentlich zur Analyse des Verhältnisses von privat und öffentlich in der NS-Diktatur beitragen und versteht sich als Teil der Erforschung des Privaten im Nationalsozialismus. Sie dokumentiert in exemplarischer Weise die Selbstkonstruktion einer nationalsozialistischen Familie, die nicht nur

---

<sup>9</sup> Vgl. das Editorial dieser Edition, außerdem Wirsching, Privatheit; Harvey/Hürter/Umbach/Wirsching, Introduction, sowie die bisherigen Erträge des IfZ-Forschungsprojekts »Das Private im Nationalsozialismus«: Keller (Hrsg.), Kriegstagebuch einer jungen Nationalsozialistin; Packheiser, Heimaturlaub; Christians, Das Private vor Gericht; Haas, Das Private im Ghetto. Vgl. auch Meyer, (K)eine Grenze, sowie zur Individualität im Nationalsozialismus Föllmer, Individuality and Modernity; ders., Wie kollektivistisch war der Nationalsozialismus?

<sup>10</sup> Vgl. Heinemann, »Keimzelle des Rassenstaates«, bes. S. 133f.

ihr (berufliches) Auftreten im öffentlichen Raum, sondern gerade auch ihr Leben innerhalb der »Privatsphäre« den ideologischen und politischen Erwartungen des Regimes anpasste. Dies zeigt sich zumindest in den Texten Egon Oelweins auch in einer Sprache, die sich in Wortschatz und Stil den Nationalsozialismus aneignete.<sup>11</sup> Der in den Dokumenten erkennbare Anpassungsprozess – der von der Partnerschaft und Kindererziehung über die Wahrnehmung der eigenen »Erbgesundheit« und Gestaltung kirchenferner »Lebensfeiern« bis zur Hoffnung, als Bauer den Boden in den eroberten Ostgebieten zu »germanisieren«, ganz unterschiedliche Bereiche berührte – führte entgegen dem bürgerlich-liberalen Modell von Privatheit nicht zur Abgrenzung des Eigenen gegenüber der »Öffentlichkeit« von Staat und Gesellschaft. Vielmehr verflüssigte sich diese Grenze zugunsten einer engen Verbindung privater und politisch-ideologischer Interessen. Die Durchdringung verlief keineswegs einseitig: Der Nationalsozialismus vereinnahmte Familien wie die Oelweins als Kern und Stabilisator der rassistischen »Volksgemeinschaft«. Und zugleich instrumentalisierte Familien wie die Oelweins den Nationalsozialismus, ob bewusst oder nicht, um als privilegierte »Volksgenossinnen« und »Volksgenossen« oder sogar als Teil der NS-Elite ihre persönlichen Lebensentwürfe auf der, letztlich utopischen, Sonnenseite eines neuen Großreiches realisieren zu können – sei es in den neu aufgebauten urbanen Zentren oder auf dem, als Zukunftsvision fast schon sprichwörtlichen, »Gut im Osten«.

Mit den beiden übergeordneten Forschungsparadigmen, der Analyse von »Volksgemeinschaft« und »Privatheit« in der NS-Diktatur, lassen sich die wichtigsten Themen verknüpfen, die das Quellenmaterial prägen. Sie werden in dieser Einleitung, ohne Anspruch auf Vollständigkeit im Detail oder gar auf eine umfassende Interpretation, als inhaltliche Schwerpunkte vorgestellt. Ein Schlüssel zum Verständnis der Quellen sind zunächst die ideologischen Positionen (Kap. 4), die vor allem beim »Familienoberhaupt« Egon Oelwein auf die nationalsozialistische »Weltanschauung« ausgerichtet waren und auf unterschiedlichen Ebenen handlungsleitend wurden. Die ideologischen Konzepte stießen auf die Realien der Lebensumstände, die bald ganz vom Kriegsalltag an der »Heimatfront«, von den wechselnden Krankheiten aller Familienmitglieder, den RAD-Einsätzen des Mannes bis an die Ostfront sowie der Funktion der »Volksgemeinschaft« als »Kampf-

---

11 Vgl. das Plädoyer von Scholl, Beschwerde- und Bittschreiben, S. 6, für eine Erforschung des alltäglichen Sprachgebrauchs im Nationalsozialismus. Einer solchen historisch-semantischen Analyse böte die vorliegende Edition ergiebige Quellenmaterial. Vgl. auch Scholl, Für eine Sprach- und Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus.



gemeinschaft« bestimmt waren (Kap. 5). Die individuelle Adaption des Nationalsozialismus diente – anknüpfend an traditionelle Geschlechterzuschreibungen, denen sich Marta Oelwein seit ihrer Kindheit hatte unterwerfen müssen, sowie an ebenfalls traditionelle bürgerliche Vorstellungen von Kindererziehung und Familie – auch als Kompass für die Paarbeziehung und die gemeinsame Erziehung der drei Kinder. Diese in den Oelwein-Dokumenten zentralen Aspekte liegen an den Schnittstellen von politisch-ideologischen Gemeinschaftsansprüchen und Privatleben (Kap. 6).

Die Familie Oelwein war engmaschig in das komplexe Netzwerk der Institutionen und Massenorganisationen von Staat und Partei eingebunden. In diesem Bezugssystem spielte der RAD eine herausragende Rolle (Kap. 7). Die berufliche Tätigkeit Egon Oelweins in dieser großen NS-Erziehungsinstitution, deren Geschichte im Zweiten Weltkrieg ein Forschungsdesiderat darstellt, prägte in vielfacher Hinsicht seine Persönlichkeit und das Leben der Familie. Der RAD bot nicht allein Arbeit und Karriereaussichten, sondern vermittelte das Selbstgefühl, am Wesenskern des Nationalsozialismus teilzuhaben und zu einer verschworenen Gemeinschaft zu gehören, in die auch die »Führer-Familien« einbezogen waren. Entsprechend war der RAD unauflöslich mit der nationalsozialistischen Politik verbunden, die in den annektierten Ostgebieten eine radikale Volkstums- und Germanisierungspolitik war (Kap. 8). Die RAD-Führer und ihre Familien, die hierhin versetzt wurden (die Oelweins erst in das Sudetenland, dann nach Oberschlesien), hatten an diesen Brennpunkten der NS-Rassenpolitik auch eine »völkische« Mission, wobei das Private und das Öffentlich-Professionelle miteinander verschmolzen. Wie überzeugt Egon Oelwein von der nationalsozialistischen Sache war, zeigt seine freiwillige Meldung zur Waffen-SS zu einem Zeitpunkt, als das »Dritte Reich« bereits dem Untergang geweiht war. Und welche selbstzerstörerische Kraft der Nationalsozialismus entfaltete, erfuhr die gesamte Familie in den letzten Monaten des Krieges, als alle vollmundigen Verheißungen des Regimes zunichtegemacht wurden und Marta Oelwein mit ihren Kindern aus Oberschlesien nach Böhmen und später nach Oberfranken flüchtete (Kap. 9).

Ideologie, alltägliche Lebensumstände, Familie, Reichsarbeitsdienst, Germanisierungspolitik, Kriegsendphase – damit sind die großen Themen genannt, die im Folgenden näher betrachtet und dann in der Kommentierung des Dokumententeils im Einzelnen vertieft werden. Zunächst aber sollen Marta und Egon Oelwein (Kap. 2) und der Quellenbestand (Kap. 3) genauer vorgestellt werden.

2. Die Biografien von Egon Oelwein und Marta Utz bis 1937

Die Herkunft der beiden Hauptpersonen war zugleich ähnlich und verschieden. Die Tochter des Direktors eines Energieversorgungswerks wuchs wie der Sohn eines Bergwerksdirektors in einem gehobenen bürgerlichen Milieu auf. Doch das württembergische Kernland, in dem die Schwäbin tief verwurzelt war, unterschied sich erheblich von den böhmischen und galizischen Kronländern der Habsburgermonarchie mit ihren Nationalitätenkonflikten, der Heimatregion ihres späteren Mannes. Sehr unterschiedlich waren auch die Lebensläufe dieser beiden Menschen, die Mitte der 1930er Jahre zusammentrafen. Ihre Biografien werden nachfolgend bis 1937, dem Jahr der Hochzeit, skizziert.<sup>12</sup> Sie bilden die Vorgeschichte und Voraussetzung der zeitlich anschließenden Dokumente dieser Edition.

Egon Oelwein (1902–1945) wurde am 11. Januar 1902 in Wiesa (tschech. Louka u Litvínova), Bezirk Brüx, am Rand des böhmischen Erzgebirges geboren. Der Geburtsort gehörte zum österreichischen Kronland Böhmen. Ebenfalls aus dieser Region, heute der nordwestliche, an Deutschland grenzende Teil der Tschechischen Republik, stammte seine Mutter Kamilla Oelwein (1878–1945), geb. Vosityka, die als uneheliches Kind in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war. Auch sein Vater Ludwig Oelwein (1875–1954) war, nach damaligem Verständnis, Österreicher. Er kam aus dem Kronland Schlesien, wo sein Vater Gustav Oelwein nahe Teschen in Trzynietz (tschech. Třinec) eine Eisenhütte geleitet hatte. Ludwig Oelwein war wie sein Vater als Diplomingenieur im Bergbau tätig und bei der Geburt seines ersten Sohnes Egon Betriebsleiter in einem Braunkohlebergwerk bei Wiesa. Sein Beruf führte ihn und seine Familie – auf Egon folgten die Söhne Bodo (1904–1967) und Gustav (1909–1937) – im Frühjahr 1903 zunächst für zwei Jahre in die Untersteiermark (Velenje, heute Slowenien) und dann in das österreichische Galizien, direkt ins Dreiländereck der k.u.k. Monarchie mit dem preußischen Schlesien und dem von Russland einverleibten Kongresspolen.

Hier, nahe der »kleinen polnischen Stadt« Jaworzno, setzten die Erinnerung und das Heimatbewusstsein Egon Oelweins ein, wie bereits der 16-jährige resümierte: »Direkt in dieser Stadt wohnen wir eigentlich nicht, sondern in einem im Entstehen begriffenen Dorf namens Bory, welches

---

12 Die nachfolgenden biografischen Skizzen stützen sich auf: Reiner Oelwein, Lebenslauf Egon Oelwein (1902–1945); IfZ-Archiv, ED 964/8, S. 1–19; außerdem auf zahlreiche familiengeschichtliche Auskünfte von Reiner Oelwein und Unterlagen in seinem Privatarchiv sowie auf das Familienstammbuch und die Ahnenpässe in IfZ-Archiv, ED 964/1.

mir zur zweiten Heimat geworden ist.«<sup>13</sup> Sein Vater bekleidete nun eine leitende Stellung (ab 1911 Direktor) in einem Steinkohlebergwerk und verantwortete in Bory den Bau eines neuen Schachts und von Wohnanlagen. Für Egon Oelwein blieb das Dorf zeit seines Lebens ein Heimat- und Sehnsuchtsort (vgl. u.a. TB-EO,<sup>14</sup> 24.7.1942), den er im Mai 1944 als Teil des annektierten »Ostoberschlesien« wiedersah (TB-EO, 1.5.1944). Ungeachtet der polnischen Umgebung und der mutmaßlich insbesondere bei Kamilla Oelwein slawischen Familienanteile waren die Oelweins »deutsch« ausgerichtet. Die treibende Kraft dabei war Ludwig Oelwein, der in seiner Studienzeit in Leoben (Steiermark) der alldeutschen und antisemitischen Schönerer-Bewegung anhing (vgl. Kap. 4) und seine drei Söhne »bedingungslos in dieser Richtung« erzog.<sup>15</sup> Seine Orientierung zum »Deutschtum« und preußisch dominierten Deutschen Reich kam auch in der Konversion vom Katholizismus zum Protestantismus zum Ausdruck. Somit war es nur konsequent, dass Ludwig Oelwein seinen ältesten Sohn – nach wenig erfolgversprechenden Jahren bei einem Privatlehrer und auf einem Realgymnasium in Freudenthal (Österreichisch-Schlesien) – im Oktober 1915 zur weiteren Schulbildung in das Deutsche Reich schickte, zunächst in eine private »Vorbereitungsanstalt für alle Schul- und Militärprüfungen« nach Frankfurt an der Oder, dann auf das Königliche Realgymnasium in Tarnowitz/Oberschlesien. Damit verließ Egon Oelwein bereits mit 13 Jahren seine »österreichische« Heimat, in die er – von Besuchen bei seinen Eltern abgesehen – erst zurückkehrte, als der böhmisch-galizische Grenzraum »deutsch« und er selbst zum »Reichsdeutschen«, ja zum uniformierten Vertreter des »Dritten Reiches« geworden war.

Bis dahin war es ein langer und komplizierter Weg. Während er sich seiner neuen Heimat annäherte, behielt Egon Oelwein über die Familie enge Verbindungen zu seiner Herkunftsregion. Seine Eltern und sein Bruder Bodo blieben nach 1918/19 trotz der deutschnationalen Ausrichtung des Vaters in Westgalizien, das nun zur polnischen Republik gehörte. Ludwig Oelwein fungierte bis 1928 weiterhin als Bergwerksdirektor in Bory und wurde anschließend Eigentümer einer Kerzen- und Wachsfabrik in

---

13 Aufzeichnung Egon Oelweins »Mein Lebenslauf von der Geburt bis Ostern 1918«, Tarnowitz 7.4.1918; IfZ-Archiv, ED 964/2.

14 Die Sigel der abgedruckten Dokumente sind in den Editorischen Notizen und im Abkürzungsverzeichnis aufgeschlüsselt. Das Wichtigste: B (Brief), TB (Tagebuch), FB (Familienbuch), MO (Marta Oelwein), EO (Egon Oelwein).

15 Schreiben Egon Oelweins an den Reichsminister des Innern (betr. »Erläuterungen zu dem Einbürgerungsantrag v. 27.10.35«), Büchenau 25.4.1936; Privatarchiv Reiner Oelwein.

Biala an der Grenze Galiziens zum jetzt ebenfalls polnischen Ostteil Oberschlesiens (vgl. Dokumente, Anm. 26). Im Widerspruch zu seinem Verbleiben in Polen stand, dass er 1922 für sich und seine Familie, wohl aus Protest und als Schutz gegenüber dem neuen polnischen Staat, die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Auch sein Sohn Egon war, obwohl er sich seit Oktober 1915 im Deutschen Reich aufhielt, formal bis Januar 1937 tschechoslowakischer Staatsangehöriger. So lebten die Oelweins in der Zwischenkriegszeit sowohl in Deutschland als auch in Polen mit fremden Pässen.

Ende März 1919 verließ Egon Oelwein das Tarnowitzer Realgymnasium mit der Obersekundareife, was der Mittleren Reife entsprach, und begann eine dreijährige landwirtschaftliche Lehre auf Gütern in der preußischen Provinz Niederschlesien. Am 3. April 1922 bestand er die staatliche Prüfung zum Landwirt und arbeitete anschließend als Landwirtschaftsassistent in der »Grenzmark Posen-Westpreußen« und in Niederschlesien. Durch seine erfolgreiche Lehre und Berufspraxis eröffnete er sich ohne Abitur die Möglichkeit zu einem Studium der Landwirtschaft, das er im November 1923 an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau aufnahm und am 25. Juli 1927 mit der Prüfung zum Diplom-Landwirt abschloss. Das Studium dürfte für ihn – wie zuvor für seinen Vater – eine wichtige Phase der politischen Sozialisation gewesen sein, war doch gerade die Breslauer Universität bekannt für ihr extrem nationalistisches Klima. Die Mitgliedschaft Egon Oelweins in der schlagenden Studentenverbindung »Turnerschaft Frankonia« spricht ebenfalls für eine dezidiert deutschnationale Prägung.

Nach dem Studium ließ sich Egon Oelwein bei der »Deulakraft Deutsche Landkraft-Führerschule G.m.b.H.« (Zeesen/Brandenburg) auf die neue Technik der landwirtschaftlichen Motorschlepper spezialisieren und arbeitete für das Unternehmen als praktischer Ausbilder im Außendienst. Ende November 1929 wurde er wegen einer betrieblichen Umstrukturierung, vermutlich eine Folge der Weltwirtschaftskrise und der bereits seit 1927/28 virulenten Weimarer Agrarkrise, entlassen und gehörte, gewiss eine frustrierende Erfahrung, für einige Monate zum wachsenden Heer der Erwerbslosen in Berlin, wo er vorübergehend lebte. Im April 1930 fand er Arbeit in der Verwaltung des großen Gräflich Hahn'schen Gutes bei Lütjenburg in Holstein und wechselte im April 1931 zum nahe gelegenen Gut Panker, das im Besitz der Kurhessischen Hausstiftung war. Auf beiden Gütern wurde er wohl vor allem als Spezialist für das landwirtschaftliche Maschinenwesen eingesetzt.

In die Holsteiner Zeit fällt der Beitritt Egon Oelweins zum deutschnationalen und republikfeindlichen Wehrverband »Stahlhelm – Bund der Front-

soldaten« im Herbst 1930. Ob der »Gegner der Systemregierung« wirklich mit »Aktionen gegen das [Weimarer] System auffällig« wurde, wie er später behauptete,<sup>16</sup> und inwieweit er mit anderen rechtsradikalen Gruppierungen in Schleswig-Holstein, etwa der Landvolkbewegung, in Berührung kam, muss offenbleiben. Jedenfalls konnte Oelwein seine Beziehungen als »Stahlhelmer« nutzen, um sich eine neue Perspektive zu öffnen, als ihm im April 1932 die Wirtschafts- und Agrarkrise erneut arbeitslos werden ließ. Am 9. Mai 1932 trat er dem Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD) bei, der im Juni 1931 von der »Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung« als staatliches Angebot an Arbeitslose eingeführt worden war und maßgeblich vom »Stahlhelm« mitgetragen wurde. Oelwein war zunächst Führer eines FAD-Lagers in Drochtersen bei Stade. Ab November 1932 schlug er gezielt die Führerlaufbahn im FAD ein, erst mit einer Führeranwärter-Schulung in Rickling bei Neumünster (Holstein), dann in Verwendungen als Lagerführer und Abteilungsführer bei Kiel. Im Februar 1935 ging er als Abteilungsführer vom Norden in den Südwesten Deutschlands, nach Blankenloch bei Karlsruhe. Am 5. April 1935 übernahm Egon Oelwein, ebenfalls in Baden, die Führung der Arbeitsdienstabteilung »Friedrich Weinbrenner« in Büchenau bei Bruchsal. Diese Stellung bekleidete er noch im Januar 1938, dem Beginn der Dokumente dieser Edition.

Als der Freiwillige Arbeitsdienst im Juli 1935 endgültig verstaatlicht und zum Reichsarbeitsdienst (RAD) mit allgemeiner Dienstpflicht wurde (vgl. Kap. 7), konnte auch Oberfeldmeister Egon Oelwein wie das gesamte Stammpersonal der hauptamtlichen FAD-Führer auf eine Übernahme in den Staatsdienst hoffen. Damit wäre sein Berufswechsel vom Diplom-Landwirt zum Arbeitsdienstführer vollendet worden. Jedoch wurde er zunächst nur auf Widerruf übernommen, da ihm eine wesentliche Voraussetzung fehlte: Er war noch immer kein deutscher, sondern tschechoslowakischer Staatsbürger. Seinem Sozialprestige abträglich war außerdem, dass sich der bereits 33-jährige Oelwein bisher kein »deutsches Heim« mit Frau

---

16 Vgl. ebd. die gewiss eingefärbten Ausführungen Egon Oelweins zur Begründung seines Einbürgerungsantrags, mit einer interessanten Rechtfertigung, weswegen er nicht gleich der NSDAP beigetreten sei: »Im Herbst 1930 wurde ich Stahlhelmer und wagte als solcher nicht Klarheit in meine Einbürgerungsverhältnisse zu bringen, da ich als Gegner der Systemregierung fürchtete, abgewiesen zu werden, umso mehr als ich mich bald als Jungstahlhelmführer bei den Aktionen gegen das System auffällig machte und sowieso mit einer etwaigen Ausweisung rechnen musste. Ich hoffte, wie viele, auf das saubere dritte Reich. (Mein Eintritt in den Stahlhelm erfolgte aus einer unglückseligen Verkennung der Bezeichnung ›Partei‹ der N.S.-Bewegung, zumal ich aufgrund meiner österreichischen Herkunft und beeinflusst von meinem Vater das Parteiwesen auf das Erbitterteste hasste.)«

und Kindern geschaffen hatte – eine standesgemäße Familiengründung wurde von einem RAD-Führer mehr oder weniger offen erwartet. In dieser beruflich und privat prekären Situation, in der sich entschied, ob er sich als Funktionär des NS-Regimes in die deutsche »Volksgemeinschaft« integrieren konnte oder ob er als quasi »Heimatloser« keine Perspektive mehr im Deutschen Reich hatte, traf Egon Oelwein auf seine nur zwei Jahre jüngere zukünftige Frau.

Mart(h)a Utz (1904–1979) wurde am 18. April 1904 in Stuttgart geboren und wuchs in Esslingen (damals Eßlingen) nahe Stuttgart auf – ihr Vorname schrieb sich zunächst Martha; irgendwann nach 1918 strich sie aus unbekanntem Gründen das h und verwendete spätestens ab 1935 ausschließlich die Namensform Marta.<sup>17</sup> Sie stammte aus dem gehobenen bürgerlichen Milieu einer schwäbischen Kleinstadt. Ihr Vater Heinrich Utz (1867–1919) war Direktor kleinerer Energieversorgungsunternehmen im Raum Esslingen und gehörte schließlich der Geschäftsführung der Neckarwerke AG an. Als er im Juni 1919 starb, hinterließ er seiner Frau Emma Utz (1876–1964), geb. Binder, und ihren drei Kindern – außer Mart(h)a noch Gertrud (1898–1968) und Richard (1902–1939) – ein offenbar ausreichendes Erbe. Der frühe Tod des Vaters führte dennoch zu einem tiefen Einschnitt im Lebensweg von Mart(h)a Utz. Ihre Mutter, eine streng gläubige schwäbische Pietistin, die in den 1920er Jahren Erbauungsschriften für »junge Mädchen« veröffentlichte (vgl. Quellen- und Literaturverzeichnis), sah sich nicht imstande, ihre jüngste Tochter bei sich zu behalten. So wurde Mart(h)a mit 15 Jahren nicht nur aus dem Elternhaus gerissen, sondern auch ohne Abschluss von der Mädchen-Realschule in Esslingen genommen und als Haushaltshilfe in die Familie des wohlhabenden Stuttgarter Einzelhandelsunternehmers Alfred Barth (geb. 1887) und seiner Frau Irene (1887–1976) gegeben. Mart(h)a Utz hatte Glück: Sie fand im kunstsinnigen Ehepaar Barth eine Ersatzfamilie und in der Villa in Stuttgart-Degerloch ein neues Zuhause. Die Barths nahmen die angestellte »Haustochter« auf ihren zahlreichen Reisen innerhalb von Europa mit und behandelten sie offenbar zunehmend wie ihr, neben zwei Söhnen, drittes Kind.

Mart(h)a Utz blieb bis zu ihrer Heirat im Degerlocher Haus der Barths, wenn auch in den 1930er Jahren mit einigen Unterbrechungen. Ein erster Versuch, sich gewissermaßen abzunabeln und eine eigene Familie zu gründen, erfolgte wohl 1931 in Spanien, wo sie einige Monate im Haushalt eines deutschen Industriellen beschäftigt war; ihre damit verbundenen Heirats-

---

17 In die Tagebuch-Kladde, die Mart(h)a zu Weihnachten 1918 von ihren Eltern geschenkt bekam – und die dann ab 1938 für das Familienbuch benutzt wurde –, trug sie ihren Vornamen noch mit »h« ein, vgl. IfZ-Archiv, ED 964/3.